

„Der Geist in der Flotte.“

Eine Grifflung des Bedoffizierbundes.

Es geht dem „D. T.“ folgendes Schreiben zu
„Kapitän a. D. Verfius hat im Berliner Tage-
blatt über den mißhandelten Geist in der Flotte
geschrieben; Kapitän v. Müller, Kommandant der
„Ginde“, hat seiner entgegengegesetzten Meinung in der
„Deutschen Tageszeitung“ Ausdruck gegeben. Die An-
sichten zweier Seeoffiziere stehen sich dabei scharf
gegenüber, und unwillkürlich taucht die Frage auf: Was
ist die Wahrheit, wie war es tatsächlich um den Geist
in der Flotte bestellt?

Da das deutsche Volk heute mehr denn je das Recht hat, die nackte Wahrheit zu erfahren, so sei zu dieser wichtigen Frage einer dritten Stimme das Wort vergönnt. Die in diesen Zeilen vertretene Ansicht ist nicht die Ansicht einer einzelnen Person oder einer kleinen Gruppe besangener Menschen, sondern sie ist die einstimmige Ueberzeugung der im Bund der Deckoffiziere zusammengeschlossenen, ungefähr 4000 Deckoffiziere der deutschen Marine, also die Ansicht von Männern, die ausnahmslos eine Dienstzeit von mehr als 15-25 Jahren hinter sich haben und auf Grund ihrer Dienst Erfahrung — zwischen Offizieren und Mannschaften stehend — wohl den Anspruch erheben dürfen, ein gerechtes und sachgemäßes Urteil fällen zu können.

Niemand wird bestreiten, daß bis zu Ausgang der 90er Jahre der Geist in unserer Marine ein ausgezeichneter war. Das Bindeglied zwischen Seeoffizier und Mannschaften fehlten damals noch im wahren Sinne des Wortes die Dedooffiziere dar. Es herrschte zwischen Offizier, Dedooffizier, Unteroffizier und Mannschaft noch jener kameradschaftliche Geist, der im unbedingten Vertrauen zum Offizier und seiner Führung den schönsten Ausdruck findet. Bald nach Regierungsantritt Kaiser Wilhelms II. begann jedoch, hervorgerufen durch laienliche Quäb und Bevorgung, ein neuer Geist in das Seeoffizierkorps einzukleben. Die Folge davon war, daß der Seeoffizier absichtlich das ausschalten versuchte, was ihm vermittelnd an Einfluß und Ansehen hätte schaden können. Von dem Grundfatz ausgehend, wir dulden keine Offizier neben uns, ließen sie die Mittelstellung des Dedooffiziers verschwinden und drückten diesen im Laufe der Jahre allmählich ganz auf die Stufe der Mannschaft herab. Damit ging das so wichtige Bindeglied zwischen ihnen und der Schiffsbesatzung verloren. Erklärlicherweise sank damit auch der Einfluß des Unteroffiziers auf die Mannschaft, der in der Beförderung zum Dedooffizier jetzt kein Lebensziel mehr erblickte, sondern gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege sofort nach Erlangung des Bivorkursordens mit seinen besten und tüchtigsten Kräften in Massen fluchtartig den Marinebienst verließ. Auch zwischen sich und den sogenannten Fachoffizieren (Marineingenieuren, Zahlmeistern, Feuerwerks- und Torpedooffizieren) hat es der Seeoffizier verstanden, sowohl in gesellschaftlicher als dienstlicher Beziehung eine unüberbrückbare Kluft herzustellen.

Bei Ausbruch des Krieges stand die Sache demnach so, daß die Seeoffiziere ein vollkommen nach außen hin hermetisch abgeschlossenes Korps bildeten. Keinerlei Fäden verbanden sie mehr mit den abertausend Menschen, die sich irgendwo ihre Untergebenen nannten. Ausschließlich für die Interessen ihres Schiffes arbeitend, befaßen sie für Not und Sorge der Untergebenen weder Aug' noch Ohr, ganz abgesehen davon, daß namentlich den jungen Herren infolge einseitiger Kasinernerziehung auch das geringste Verständnis für derartige Fragen fehlte. Ein derartiges Verhalten der Seeoffiziere mit all seinen Folgen mußte naturgemäß dazu führen, daß dieselben sich ihren Untergebenen allmählich völlig entfremdeten, und daß damit auch gerade das im Kriege unbedingt notwendige Vertrauen der Mannschaft zum Offizier schließlich reiflos verloren ging. Bei einem solchen Geist im Seeoffizierkorps ist es deshalb sehr wohl verständlich, daß sich beim größten Teil derselben Charaktereigenschaften entwickelten, welche von der Mannschaft in aller Deutlichkeit als Weltfremdheit, Stolz, Überhebung, Nichtachtung des Personals und halbscheuchlicher Behandlung bezeichnet wurden. Wenn der Seeoffizier seiner Mannschaft gegenüber nicht gar so entmenschet gewesen wäre, hätte er namentlich in den letzten zwei Kriegsjahren unbedingt merken müssen, welche Unannehme von Groll, Haß und Verächtlichkeit durch die vorangeführten Tatsachen in den Seuten ausgelöst hatte. Aber dennoch, all diejenigen, welche die vieler Vorgänge der Matrosenbewegung genauer kennen, werden zugeben müssen, daß, selbst noch in der heißesten Stunde der Verhandlungen von Mensch zu Mensch viel hätte gerettet werden können. Aber der Seeoffizier blieb auch in diesem Augenblick taub und blind. Größtenteils durch seine Schuld kam es zum Aufstand der Matrosen und Heizer, der in wenigen Stunden die allgemeine Revolution nach sich ziehen mußte. Und somit trägt auch hier letzten Endes der mehr als alldeutsche Geist des Seeoffizierkorps einen überwiegenden Teil der Verantwortung. Nicht im großen, der einzelne Seeoffizier im kleinen. Im Auftrag des Seeoffizierbundes. M. Schmidt, Bundesvorsitzender."

Kunst und Wissenschaft.

Salvatore Javina †. In Mailand starb im Alter von 66 Jahren Salvatore Javina, dessen Romane und Novellen auch in Deutschland einen großen Lesertreue gefunden haben. Javina stand in besonders freundschaftlichen Verhältnissen zu Dreyer. Javina wurde der italienische Dickens genannt.

Von Stadt und Land.

Wed, 21. September.

k. Sozialdemokratische Versammlung. Der hiesige sozial-
demokratische Verein ist gestern abend zum ersten Male
in diesem Wahlkampfe mit einer Versammlung in „Bürgerpa-
ren“ auf den Plan getreten, die von Männern, Frauen und
Jugendleuten sehr gut besucht war. Als Redner hatte man sich
Herrn Redakteur Fellisch aus Chemnitz verpflichtet, der in
der Chemnitzer sozialistischen Bewegung seit langem eine führende
Rolle spielt und der auch gegenwärtig zu den leitenden Männern
der Partei in Chemnitz gehört. Die Versammlung eröffnete und
schloß Herr Dreh, der in seinen Begrüßungsworten zu einer
Ehrung der im Kriege Gefallenen aufforderte, die diesen durch
Erheben von den Plätzen auch erwiesen wurde. Dann nahm
Herr Fellisch das Wort zu seinem umfangreichen, etwa 1 1/2
seitigen Referat über die Wahlen zur National-, zur schles-
ischen Landesversammlung und zu den Gemeindevorstehungen.
Soweit der Redner nun sich mit den Leistungen der Sozial-
demokratie während des Krieges und in der Revolution be-
schäftigte, befehligte er sich, das muß zugegeben werden, einer
kühlen Selbstkritiklosigkeit. Sie verließ ihn aber sofort, als
er dazu überging, Kritik an den bürgerlichen Parteien
zu üben und als er insbesondere der neuen Deutschen demo-
kratischen Partei am Zeuge zu fassen suchte. Dann verfiel er
in die alten, längst aus sozialdemokratischen Zeitungsartikeln
und Versammlungsreden Bekannten frägstlichen Schlagworte, die auf
eine sozialdemokratisch gedrückte Zuhörerschaft ja nur selten ihre
Wirkung verlieren. Er holte aus der rhetorischen Kalkammer
der Sozialdemokratie heraus, was er irgend konnte und beglei-
tete die Deutsche Demokratische Partei als einen Riß im La-
dem man nur mit dem schärfsten Mißtrauen gegenübersehen
dürfte. Wenn der Redner u. a. sagte, daß die bürgerlichen Par-
teien noch wenige Wochen vor der Revolution sich den Kopf zer-
schlagen hätten, wie sie das Volk um das Wahlrecht
betrogen hätten, so enthielt er seinen Hörern geistiglich das
vor, was das liberale Bürgertum seit Jahrzehnten in
Preußen, Sachsen usw. im Kampfe um die Befestigung des Drei-
klassenwahlrechts in Staat und Gemeinde geleistet hat. Herr
Fellisch befehligte sich dann eingehend mit dem kindlichen In-
teresse eines gegen die Sozialdemokratie gerichteten, in Rue ver-
breiteten Flugschreibers, dessen Drucker und Verleger, wie
wir uns überzeugen konnten, nicht genannt sind, das, so nehmen
wir an, aus den Kreisen der neuen Deutsch-nationalen Partei
kommen dürfte, für das aber die Deutsche Demokratische Partei
keine Verantwortung ablehnt. Der Redner versicherte, daß die
Sozialdemokratie ihre politischen Gegner nicht so behandeln werde,
wie diese es mit ihr getan, daß sie aber seine Gnade kennen
werden, wenn verurteilt werden sollte, die Revolution mit Ge-
walt niederkreten. Die ganze Schale seines Hornes gab Red-
ner Johann auf den — auch von den Liberalen bekanntlich schär-
fer beurteilten — Frieden in Breslau-Litowsk aus und er-
klärte, daß die Russen, die diesen Frieden verschüßelten, denen
er nicht weit genug ging, nun kein Recht hätten, über die schmä-
hlichen Waffenstillstandsbedingungen unserer Feinde zu jammern.
Nachdem er darauf die mit unzureichenden Kräften unternom-
mene letzte große Offensive als ein verbrecherisches Wagnis
der Militaristen bezeichnet hatte, gab Redner auf das Brau-
enwahlrecht über, das nach seiner Meinung nun dazu führen
müsse, daß jede Frau am bevorstehenden Wahltag mit einem
oder einem Stimmzettel zur Urne streiten werde. Er gab im An-
schluß daran zu, daß eine Verbindung der Sozialdemokratie mit
den links gerichteten Flügel der bürgerlichen Demokratie sehr wohl
möglich sei und daß diese Verbindung stark genug sein würde, um
die reaktionären Kräfte von rechts und links abzuschießen.
Diesen scharfen Trennungsschritt zog Redner zwischen den Recht-
extremisten und den Links (Parteilosen) Leuten und
erklärte in Bezug auf die Sozialisierung, daß diese zwar
unabweislich sei und von der Sozialdemokratie durchgeführt
würde, daß sie aber nur schrittweise und mit der gebotenen Vor-
sicht erfolgen müsse. Wenn der Redner dann den bürger-
lichen Parteien die Schuld an dem U-Boot-Krieg in die
Schulden zu schreiben versuchte, so ist darauf zu erwidern, daß gerade
die liberalen Parteien des Reichstages sich mit aller Macht gegen
die Tirphpolitik gewandt haben, daß sie (und mit ihnen das
Zentrum des verflochtenen Reichstages) das Verhängnisvolle dieses
Krieges rechtzeitig erkannten, namentlich soweit die Gefahr einer
Inmischung Amerikas in den Krieg dadurch herausbeschworen
wurde, daß ihre Warnungen von den U-Boot-Partisanen aber
mäßig in den Wind geschlagen wurden. Wenn der Redner dann
noch zu der Thraße verfiel, die Sozialdemokratie wisse, daß das
Bürgertum nicht mehr hochkommen werde, so wollen wir das
nicht weiter tragisch nehmen. Der Wunsch ist hier offenbar der
unter des Gedankens. Der Redner beschäftigte sich zum Schluß
mit den Gemeindevorständen und sprach hier die Hoffnung
aus, daß die Wahlen in der Stadt Rue die bisherigen bürger-
lichen Parteien im Stadtparlament durch das große Rathhaus
ausjagen würden und daß dann dort der sozialistische Geist
einen Einzug halten werde. Wenn er dann aber sagte, daß die
Sozialdemokratie keine Distanz wolle, sondern die Rechte
zu widersteht zu wehren wissen werde, so ist das gegenüber
der Ankündigung des Hinauswerfens der bürgerlichen ein
offender Widerspruch, über den die Zuhörer vorurteillos hin-
sahen. Der Redner fand bei seinen Parteigenossen lebhaften
Beifall.

In der Aussprache appellierte zunächst Herr Schulze auf die thätige Thätigkeit der Demokratischen Partei in Hus und auf die große Mitgliederzahl des demokratischen hiesigen Frauenvereins an die proletarischen Frauen und Mädchen, sich den Sozialdemokraten anzuschließen und operierte dabei mit dem so allgemein bekannten Schlagwort vom „Stimmeneinfall“, aus dem die Bürgerlichen ausgehen. Die gleiche Aufforderung an die Frauen und Mädchen richtete Herr Prof. Dr. Weinlein. Meistler rief den Frauen zu, sich nicht von der Demokratischen Partei betören zu lassen. Er schilderte die Leiden des Vorkriegesstandes während des Krieges und behauptete, daß die Bürgerlichen in dieser Zeit geschlachtet hätten. Mit Recht konnte der folgende Redner, Herr Bürgermeister Hofmann in seinen wie stets durch vernünftige Ruhe und überlegene Sachlichkeit ausgezeichneten Darlegungen die Rednerin auf die bestehenden reichlichen Lebensmittelaufgaben der Schwer- und Schwerstarbeiter und darauf verweisen, daß nur die wohlhabenden Kreise und die Kriegsgewinnler sich während des Krieges ein Wohlleben leisten konnten. Bürgermeister Hofmann sprach die Hoffnung aus, daß fortan die Gedächtnistag im politischen Kampfe, die so vielen die Beteiligung am politischen Leben verleiht, verschwinden werde und indem er die idealen Ziele